



Er befand sich in dem dämmerigen Vorraum, ein dunkler Säulengang verbarg ihn. Sich vorwärts tastend, kam er zur Haupthalle mit dem halbkreisförmig, kuppelüberwölbten Sanktuarium. Ein Vorhang aus schwerer, glänzender Seide verschloß den äußersten Teil des Sanktuariums, in dem die Göttin des Tempels ihren geweihten Platz hatte. Aristide schob sich behutsam an der Mauer entlang und erreichte glücklich das schützende Dunkel einer Nische zwischen zwei vorspringenden Pilastern. Fahles Licht dämmerte durch den Tempel und legte matte Reflexe auf die phantastisch fratzenhaften Bronzeskulpturen, auf die pittoresken Reliefbilder an den Säulen und Pfeilern, die durch architravähnliche Verbindung die flache Decke der Pagode stützten.

Und dort an der Erde, am ornamentdurchwebten Boden, eine schwarze, dumpf murmelnde Masse. Vielköpfiges, vielarmiges Wesen, geknetet aus verzückten Menschenleibern, die zur Mitternachtsandacht vor ihrer Göttin im Staube lagen. Schaurig klang ihr Ritual durch die Tempelhalle, das inbrünstige, monotone Gewimmer eines fanatischen Volkes mit irrational religiösen Visionen. Glashell klingend tönte eine Glocke Mitternacht. Der Rumpf am Boden der Pagode floß auseinander, teilte sich, wuchs ins Gespensterhafte. Berauschte Gesichter geisterten

empor, leuchteten auf in dem Lichte, das sich unvermittelt in scharfen Strahlenfarben über sie ergoß.

Der Vorhang hatte sich geteilt. Fluoreszierend stand die Göttin vor dunkelgrünem Grunde. Ein starres, goldenes Gewand bedeckte den Körper, Goldspitzen aus feinstem Filigran umhüllten das Haupt und ließen einen schmalen Ausschnitt frei von ihrem Antlitz, das fromm emporgerichtet war zur Kuppel des Sanktuariums. Aber nun — die Menge verharrete regungslos in andächtigem Staunen — glänzte es feucht auf in den Augen der Göttin, und, o Wunder, Träne um Träne löste sich von den Wimpern, perlte über das starre, bronzefarbene Antlitz. Ein Schluchzen war in der Menge, die heiliges Erbarmen über sich fühlte.

Und langsam wieder schwand das Licht und erstarb. Das Bild der weinenden Göttin zerrann in Mysterium und Dunkelheit. —

Aristide war heimgeschlichen. Stundenlang saß er mit innerer Ratlosigkeit. Er sah beides zugleich: die dunkle, königliche Gestalt, die vor ihm herschwebte, und das überirdische Antlitz der Göttin. Schließlich sah er nur noch den fluoreszierenden Glanz, die weißen Strahlenbündel, die wie Pfeile aus dem Herzen der Göttin schossen, und — ihre Tränen.

Er fand keine Ruhe mehr. Er irrte durch die nächtlichen Gassen von Saigon und suchte die Fremde. Und stahl sich um Mitternacht in die Pagode, um die weinende Göttin zu sehen. Wie ein Schlafwandler ging er immer denselben Weg, Abend für Abend.

Eines Nachts geschah etwas Seltsames. Aristide war in der Pagode. Die letzten Gläubigen hatten den Tempel verlassen, die Halle und der Vorraum waren leer und dunkel, er konnte ungesehen entschlüpfen. Aber gerade als er die Tür erreicht hatte, bannte ihn ein Geräusch. Er tastete sich zurück, horchte und ging dem Schalle nach. Aus einem Seitenraume klang Schluchzen, eine leise Frauenstimme, darauf Scheltworte, ein klatschender Laut und abermals leises Weinen. Aristide trat näher heran und sah im Lichtkreis einer Öllampe einen Siamesen mit harten Gesichtszügen und stechenden Augen. Vor ihm an der Erde kauerte eine Frau. Große, geängstigte Augen im jungen Gesicht. Eine